

Friederike Brun, Johann Gaudenz v. Salis-Seewis und das bündnerische Alpenerlebnis

Autor(en): **Jost, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1940)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einer Lotterie, aus Liebesgaben und wenigen Beiträgen öffentlicher Körperschaften. Originell dürfte der Einnahmeposten „Der Einkauf frömder Weiber“ sein. Bekanntlich mußte damals noch eine recht hohe Taxe (hier 40 Gulden) an die Stadt bezahlt werden, wenn ein Bürger eine Nichtbürgerin einheiraten wollte. Ferner wurden Pensionen, Annaten und Stipendien mit einer Sonderabgabe belegt. Tirano und Maienfeld (damals noch Untertanengebiet) mußten je 250 Gulden, Trahona 150 Gulden an die Plessurkorrektur leisten; Diäten der Behördemitglieder wanderten eine Zeitlang auch in diese Fonds, ebenso größere Strafenanteile von „Ehe oder Vogt Gerichten“. „Für die Mahlzeit, so jeder neue Herr Bürgermeister den Herren 70ern gibt, soll er 100 Gulden dafür in die bemeldete Cassa geben“. Es machte unsern heutigen Silberstrecken noch alle Ehre, mit welcher Raffiniertheit schon zu Ende des 18. Jahrhunderts Geld für dieses hochnotwendige Werk aus allen Beuteln gepreßt wurde.

Wir Nachfahren dieser schwer heimgesuchten, aber tapfer sich selber helfenden Ahnen haben die ähnlich großen Hochwasser von 1910 und 1927 vorbeirauschen sehen, die aber dank der Fürsorge zu Ende des 18. wie des 19. Jahrhunderts in den nun tief eingefressenen Flußbetten des Rheins wie der Plessur keinen erheblichen Schaden mehr anzurichten vermochten. Wir Ingenieure des 20. Jahrhunderts müssen mit Staunen und Bewunderung auf jene Autodidakten im Flußbau zurückblicken, die schon 1765 die Plessur in ein so sachgemäß ausgegrabenes und bewahrtes künstliches Bett zwangen, aus dem sie seit 175 Jahren nicht mehr ausgebrochen ist. Alle Achtung vor diesen, mit keinem Namen mehr uns bekannt gebliebenen Werkmeistern, den Vorläufern der späteren Wildbachbekämpfer Pool, La Nicca, von Salis, Coaz, Pünchera, Gilli und deren Mitarbeiter.

Friederike Brun, Johann Gaudenz v. Salis-Seewis und das bündnerische Alpenerlebnis.

Von Dr. phil. Georg Jost, Basel.

Ein Merkmal der heutigen Dichtung, insbesondere auch der schweizerischen, ist ein starkes Naturgefühl und ein ausgeprägter Sinn für die Schönheit der Alpenwelt. Diese Stufe des Naturempfindens wurde verhältnismäßig spät, erst im Laufe der Jahr-

hunderte erreicht. Wohl war es schon bei den Germanen vorhanden. Diese fühlten ein Verwachsensein mit den geheimnisvollen Kräften der Erde. Mit gewaltiger Bildkraft wurde die Natur in die nordische Dichtung, z. B. die Edda, hereinbezogen. Im christlichen Abendland lockerte sich dieser enge Zusammenhang. Aber großartige Natursymbolik kennt auch die Plastik der mittelalterlichen Kathedralen, wie z. B. derjenigen in Chur. Sie schmückt das christliche Gotteshaus. Pflanzen und Tier, Kirchen und Kapellen, Gott und Mensch bilden hier oft einen wunderbaren, großen Weltzusammenklang. Aber Landschaft und Alpen blieben noch unbeseelt. Ihre Belebung durch Geist, Seele und Kunst erfolgte über Dante, Petrarca und die flandrische Malerschule. Im 16. Jahrhundert setzten die Schweizer ein; aber erst dem 18. Jahrhundert war es vergönnt, die Erhabenheit der Hochwelt zu erfassen.

Dieses Naturempfinden erfolgte erst als Gegenströmung gegen den sog. Rationalismus, einer verknöcherten Geistesrichtung, die Welt und Himmel, Mensch und Erde rein verstandesmäßig erklären wollte und nur das gelten ließ, was sein Gehirn zu deuten vermöchte. Der Mensch war kein göttliches Geschöpf mehr; Halm und Gras, Blüte und Frucht, Lenz und Tod, sie waren keine Wunder mehr. Das Gefühl und ganz besonders das Gefühl für das Überirdische, Unbegreifliche und Unfaßbare wurde belächelt und zurückgedrängt. Das religiöse Leben und Erleben wurde verschüttet und verwässert.

Und gerade dieses Zurückstauen der Gefühle hatte zur Folge, daß sie sich aufbäumten. Ein wahrer Dammbbruch des seelischen Lebens erfolgte. Nicht Verstand, sondern Herz und Gemüt, nicht Begriffe, sondern Leben und Erleben, nicht Theorie, sondern Schauen, Anschauen und Empfinden, nicht Stadt und verbrauchte Formen des Lebens, sondern grünes Gras, junges, ewig sich erneuerndes Leben der Schöpfung hieß es jetzt. Natur! Zurück zur Natur, hinaus in ihre Einfachheit und Größe, in ihre Wahrheit und Schönheit, in ihre Wunder und Geheimnisse! Hinaus ins klingende, singende, webende Leben, in den wehenden Atem Gottes. Hier sind die ewigen, wahren Lebensformen, die sprudelnden Quellen der Poesie, des Gesanges, der Kunst und der seelischen Wiedergeburt.

So steht nun auf der ersten Stufe des wiedererwachten Naturgefühls die Hingabe an die Landschaft. Man sprach von „der Landschaft, von der Gegend im Grase“, wie Gesner eine

Idyll nannte. So freut man sich nun am goldenen Käfer, an Wiese und Hügel, am Tannenhain und Fichtenrauschen, an Quell und Bach, am Lied des Vogels, am Veilchen im Busch wie am träumenden Dörfchen.

Mit den Jahren weitete sich dieses Naturgefühl aus und erfaßte neue Gebiete und Räume. Es begannen sich Verständnis und Empfindung für das Hochgebirge zu regen und zu entfalten, und damit setzt das Alpenerlebnis ein, ein kurzer literarischer Zeitabschnitt von zirka 1750 bis 1800. Haller hatte zum erstenmal die Alpen in seinem umfangreichen Gedicht „Die Alpen“ besungen, das durchweht ist vom Glauben an die Bestimmung der Alpen im Plane der Schöpfung. Und Rousseau verkündete ihre Herrlichkeiten in der „Neuen Heloise“. Jetzt setzt eine wahre Wonne und Lust am Reisen in die Hochgebirge ein. Man fühlt sich geradezu magisch angezogen von der Alpenwelt. Sie lockt und zieht mit unwiderstehlicher Macht. Wer sucht jetzt nicht einen Berg, einen Gipfel zögernd zu besteigen! Gleichzeitig setzen jetzt selbständige Naturbeschreibungen ein. So schreibt z. B. J. A. de Luc aus Genf über die „Gletscher des Grindelwalds. Betrachtungen über das Phänomen der Alpen“. Hirschfeld aus Kiel schildert den „Staubbach und das Tal von Grindelwald“. Christian Meiners schreibt „Briefe über die Schweiz“ und „Betrachtungen über die Jungfrau“. Das sind einige Vorboten des Frühlings im Erleben der Schweizeralpen.

Langsam wird dies Erleben nun vertieft. Die Alpen sind nicht bloß Alpen, sondern sie sind Ausdruck der Gottheit. Gott offenbart sich im Licht, in der strahlenden, fließenden Sonnenfülle, im Eismeer wie im Firnschnee, im Schweigen der Höhen, in der Stille der Einsamkeit, im Duft der Matten, im Perlentau der Alp, im Leuchten der Gipfel, im Frührotschein wie im stillen Verglühn des Tages. Die Schwefelblitze wie das Lied der Fluhlerche, sie verkünden und preisen Gott, sie alle sind Boten seiner Allmacht und Liebe.

In diesem Sinn setzen nun die sogenannten Geniereisen ein. Da ist eine neue, begabte Dichtergeneration, die von stürmischer Sehnsucht und brennender Unruhe in die Hochtäler und Alpengebirge getrieben wird. Und wie ehrfurchtsvoll sie die unermessene Pracht und Fülle der Hochgebirgswelt empfanden, das liest man am besten bei Goethe nach. Er kam dreimal in die

Schweiz, und seine schöpferischen Lebenskräfte quellen hier jugendfrisch auf:

„Von Gebirg zu Gebirg schwebt der ewige Geist
Ewigen Lebens ahndevoll“

Oder ein andermal, wie er auf altem Fels und Urgestein steht, schreibt er: „Hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung aufgebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer dar, ... meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem Himmel.“

Eine ganze Schar von Dichtern sucht die Schweizeralpen auf. In Drang und Sehnsucht kommen edle Geister: außer Goethe die beiden Stolberg, die Engländer Gray, Coxe, J. Moore und Wordsworth, dann Lenz, Heinse, Baggesen, Matthisson etc. J. G. von Salis besteigt die Schesaplana. Und wer erinnert sich nicht an die wunderbare Gebirgsszenerie im ersten Aufzug von Schillers „Wilhelm Tell“, an die drei Lieder des Fischerknaben im Kahn, des Hirten auf dem Berge und des Alpenjägers auf der Höhe der Felsen! Im gleichen Gefühl der Alpenbewunderung schreibt der Dichter:

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.“

Als Reiseziele lockten bis dahin: Chamonix, der Montblanc, der Genfersee, dann das Berner Oberland, Grimsel, Furka und Gotthard.

Und nun taucht Graubünden als neues Ziel der Alpenbegeisterung auf. Es ist der Kreis um den Dichter J. G. von Salis-Seewis, der für die Einsamkeit und Erhabenheit der rätschen Alpen wirbt. Es ist im besonderen der Dichter Matthisson, der auf dieses noch wenig bekannte Hochland hinweist. In einem Brief an Salis und seinen Freund Bonstetten, der sich in Genf, Nyon und Bern aufhielt, meldet er: „Im ganzen steht künftigen Reisenbeschreibern ... fortdauernd ein weites Eroberungsfeld in der Eidgenossenschaft offen, sobald sie den Entschluß fassen wollen, neue Pfade zu betreten, vorzüglich in ... Graubünden...“

Zwar ist er nicht der erste von den Berühmten, die unsere Hochtäler betraten. Goethe hatte die Bündnerberge kurz gestreift, als er 1788 aus Italien über den Splügen, Andeer, die Viamala, Chur, Konstanz nach Weimar heimkehrte. „Ich kenne das Ge-

stein der Bündnerberge“, das ist leider alles, was er von unserm Land meldet.

So war es denn die dänische Dichterin Friederike Brun, die Graubünden in das Alpenerlebnis wie in die Alpendichtung einführte, die in der Folge in J. A. von Sprecher, G. Luck und Pl. Plattner tüchtige Vertreter fand und in C. F. Meyer ihren Höhepunkt erreichte. Friederike Bruns Bündnerreise steht am Ausgang der Sturm- und Drangzeit; sie fällt in die Zeit des Klassizismus und schlägt mit ihrer Natursehnsucht und ihrer besondern Art der Darstellung schon die Brücke hinüber zur Romantik. Dadurch wird ihre Reise nach Graubünden und deren Beschreibung zu einem interessanten Zeitgemälde, das sich zugleich als literarisches Zeitbild wie als Kulturbild offenbart. Es kennzeichnet den Wandel im Seelenleben der Zeit, versinnbildlicht jene Gefühlswelt wie die Einstellung zu Natur und Gottheit, zu Freundschaft und Familie und weist hin auf literarische Verbindungen.

Die ersten Beziehungen der dänischen Dichterin Friederike Brun zu J. G. von Salis und damit zu Graubünden wurden durch die Dichter Matthisson und Bonstetten geschaffen. Salis hatte Matthisson mit Begeisterung gelesen, und wie dieser 1788 in die Schweiz kommt, schickt er ihm Grüße, und Matthisson erwidert sie mit begeisterten, ja beinahe überschwenglichen Briefen. Wie Salis 1790 wieder nach Paris reiste, kommt ihm Matthisson, der sich in Nyon aufhielt, bis Vevey entgegen. Auf dem Friedhof zu Montreux verlebten sie am 6. Juni eine denkwürdige Stunde. Nachher suchten sie zusammen ihren Freund Bonstetten auf.

Friederike Brun hatte eines ihrer Gedichte im Vossischen Musenalmanach auf das Jahr 1789 veröffentlicht. Salis las es zufällig, als er sich vorübergehend bei Jacobi in Pempelfort aufhielt. Ton, Stimmung und Inhalt machten einen günstigen Eindruck auf ihn, und damit begann sein Interesse für die ihm noch unbekannt Dichterin. Matthisson wußte ihm noch einiges über sie zu erzählen. Aus seinen Fragmenten, aus Tagebüchern und Briefen geht hervor, daß er die Dichterin im März 1791 sah. Er schreibt darüber an Bonstetten: „Über die Erscheinung einer jungen Muse aus dem Norden in unserer Stadt kann ich Dich unmöglich ohne Nachricht lassen. Diese junge Muse nennt sich Frau Staatsrätin Brun aus Kopenhagen, auf dem Parnaß (unter Dichtern) aber Friederike Brun aus Arkadien.“ Ihr Vater war Prediger und verfaßte einige Kirchenlieder. Der Dichter Wieland

kannte und schätzte sie, er „wand ihr einen unverwelklichen Kranz um die Schläfe“. Im Januar 1793, als Salis Paris endgültig aufgab und heimreiste, traf er in Grandclos noch Matthisson, wo er sich am 24. verabschiedete. Am 7. oder 8. Juli dieses Sommers kam Matthisson nach Malans auf Besuch. Hier wurden die Gedichte von Salis durchgegangen. Im gleichen Jahre heiratete Salis seine Ursina, und Matthisson gab in Zürich bei Orell, Gesner und Füßli seine Gedichte heraus. Salis schickte bei dieser Gelegenheit ein Freixemplar an die dänische Dichterin. Im nächsten Jahre, 1794, machte nun Matthisson eine größere Reise über Deutschland nach Kopenhagen, wo er Friederike Brun aufsuchte und ihr Salis' Dichtergrüße überbrachte. In den nächsten Tagen besuchten sie zusammen den Grafen Schimmelmann, der Schiller aus seiner Not half durch ein jährliches Geschenk von 1000 Talern. Klopstocks Lieblingsplätze wurden aufgesucht. Matthisson regte bei der Dichterin jetzt auch den Plan an, Salis einmal zu besuchen und Graubünden zu bereisen.

1795 entschloß sie sich dann zu einer Alpenreise. Als Salis davon erfuhr, schrieb er ihr nach Kopenhagen und lud sie ein, ihn bei dieser Gelegenheit in Chur oder Malans zu besuchen. „Hier im engen Chur werden Sie wenig Befriedigendes finden, in meiner Behausung nichts als eine glückliche Familie, vorerst noch nicht in ländlicher Wohnung, aber beschirmt vom Schatten häuslicher Entzogenheit.“

Friederikes Sehnsucht nach den Bündner Bergen wächst, und ihre Phantasie schafft schon ein Idealbild. Schon sieht sie Menschen und Natur in paradiesischem Einklang und Frieden:

„Wo Natur und Menschheit still vereinet
Hand in Hand auf Himmelshöhen gehn.“

So bricht sie denn im Mai 1875 mit ihren Kindern Karl, Pohrt, Charlotte, einem Bedienten und dem Lehrer auf. Sie führt Tagebuch, notiert eifrig Erlebnisse, Beobachtungen, Stimmungen und Bilder. Am 1. Juni ist sie in Lindau, etwas traurig, aber „im Herzen entzückt, die fernen Zinnen des Landes meiner Seele von neuem zu erblicken“. 1791 hatte sie schon das Berner Oberland, Zürich, St. Gallen und Konstanz gesehen. Wie sie weiterreist, wird sie von strahlender Freude durchströmt; „ich dachte, atmete, empfand nur die Gebirgswelt, die vor mir aufstieg, die reine Luft, die mich umsäumte“. Und sie bemerkt: „Wir waren wie durch Zauberei dem Gebirge entgegengeflogen. ... Herrschend, strahlend und in er-

habener Pracht lag die Gebirgswelt von Tirol und Graubünden ... vor unsern bewundernden Blicken.“ Und wie sie in den jungen Morgen nach Osten schaut, notiert sie: „Vor uns entsteigen die Schneerücken von Hohenrätien prachtvoll ins Morgenlicht; ihre Schneeklüfte scheinen mit geläutertem Silber gefüllt ..., die eisbezackten Kuppeln der höchsten Gebirge waren durchleuchtende Kristalle.“

So gelangte die Reisegesellschaft in die Nähe von Gutenberg. Dort vernimmt Friederike Brun den Ton der Hirtenflöte auf der Weide. Und hier erging es ihr wie Salis auf seiner Heimreise. Wie er Sargans sich nähert, die fernen Eisgebirge schimmern und das Leuchten der Hochwelt sieht, da ruft er aus: „Heilige Alpen!“ Dieses Wort stammt aus des Grafen L. von Stolberg Gebet an die Natur: „Süße, heilige Natur...“ Pestalozzi hat es immer wieder gesungen. Ähnlich empfand auch Friederike Brun im Angesicht der ersten Bündnerberge: „Ach, diese ahnende Vorfreude, wie sehnte sich aus den Ebenen mein Herz nach diesen so sanft erhebenden Momenten, welche Sehnsucht und Erfüllung, Gegenwart und Erinnerung, all diese sanftesten Einklänge der Menschenbrust so nah vereinen!“

So nähert sie sich der Grenze, geht durchs Tor der Luziensteig. Ihr Herz zittert, ihre Seele bebt. Auf Bündnerboden! Sie wird stumm und möchte vor Rührung weinen. Sie steigt ab vom Pferde, um die geheiligte, langersehnte Erde mit ihren ermüdeten Füßen betreten zu können. Nun steht sie im Reiche der „heiligen Alpen“. „Wir begrüßen mit inniger Rührung den Schweizerboden; die Luft schien leichter.“ Sie stärkt sich an Tannenduft und Harzgeruch, am Wehen der kühlenden Bergluft vom hohen Falknis herab. Und in kindlicher Freude und süßem Entzücken pflückt sie die erste Blume auf Bündnerboden, „das starkduftende *Cyclamen europaeum* (Alpenveilchen, auch „Hasenöhrl“ genannt), welches wie aus tauigen Augen uns anlächelt“. Diese Erwähnung erscheint als etwas Nebensächliches. Und doch nicht. Die Beschreibung und besondere Liebe und Bewunderung der Blumen ist fast allen Dichtern jener Zeit gemeinsam. Das gehört, seitdem Haller in seinem berühmten Alpengedicht einige Blumen beschrieb und besang, zum literarischen Wesen, Umgang und Beiwerk, so bei Salis, Matthisson, Friederike Brun, Brockes, Bonstetten, Gesner usw.

Durch Tannen-, Lärchen- und Eichenwald wandert Friederike

Brun auf der alten Straße zu Tal. Rechts hinüber grüßt sie das holde Maienfeld, links das sonnige, poetische Malans. Und wie sie die Gebirgsflanken der Hochtäler und die Durchbrüche der Nebentäler bestaunt, schreibt sie: „Nie hat etwas meinen Geist mit meinen Blicken mächtiger angezogen und auf Flügeln der Ahnung und Erwartung mit sich dahingeführt als die Perspektive zwischen diesen weitaufstrebenden Gebirgen.“

Jetzt fällt ihr suchender Blick rheinaufwärts. Dort im Hintergrunde halb verborgen liegt Chur, das Ziel ihrer Sehnsucht. „Dort wohl lebt, empfindet und denkt Salis! Dort lebt der Sänger der Natur, der Unschuld und Freiheit, des Mitleids, der Wehmut und der Erinnerung am frühreichen Ziel der ländlichen Ruh! Dort harren die geliebten, noch ungesehenen Seelenverwandten mein mit freundlicher Ungeduld. Mein Herz klopft sanft. Nie bin ich mit so heiterer Ahnung dem Anschauen längst geliebter Unbekannten entgegengegangen, und wie überschwenglich wird sie erfüllt!“

Das schönste Erlebnis aber harrt ihrer noch: die Ankunft und der Aufenthalt bei Salis. Salis mußte erfahren haben, daß Friederike Brun bereits auf dem Wege nach Chur sei. Er ging ihr mit seiner Frau entgegen. Und nun ist's überaus lehrreich, zu erfahren, welchen ersten Eindruck, welches Urteil Friederike über Salis und seine junge Frau fällt; denn dadurch werden uns zwei Menschen jener Tage vorgestellt und gewertet, und gleichsam wird uns gesagt, welche Eigenschaften man damals vor allem hochschätzte und verehrte.

„Seht einen Hirten der Flur!“ Dies Wort, das einst Voß für Agnes Stolberg geprägt, empfand Friederike Brun beim ersten Anblick von Salis. Ein Hirt der Flur, ein Sänger und Hüter des Edlen, der in der Abgeschiedenheit lebt, umgeben von einer reichen Natur, die als göttlich empfunden wird.

Und in Ursina zeichnet sie ein Ideal der Weiblichkeit. „Sie ist ganz sie, daß Miltons Eva es nicht mehr war!“ Der blinde englische Dichter J. Milton, dem seine erste Ehe zur Qual geworden war, besang um so tiefer und schöner das „Verlorene Paradies“ und die ersten Menschen. So sagt er von Eva: „Sie war geschmückt mit allem.“ Gott führte sie Adam in Liebe entgegen, und „jeder Schritt war Huld, im Auge lag der Himmel und in jeder Geberde Liebe und Würde.“ So wird Sina als Weib gesehen, das Gott dem Dichter schenkte. Und Friederike Brun fährt in der Beschreibung Ursinas fort: „Ein Vergißmeinnicht mit

einem nie versiegenden Tautropfen im schmachtenden Auge. In ihrem sanften Antlitz verdämmerte die Erinnerung vergessener Leiden mit dem Wonnegefühl eines gegenwärtigen Glückes, das wohl für wenige Sterbliche aus reinem Quell sich ergoß als für die hochbeglückten Lieblinge des Himmels, der Natur und der Liebe. . .“ Und zusammenfassend schreibt sie: Salis und Sina sind „zwei hohe Gestalten aus dem Paradies“. Auch Friederike Brun fällt das blumenhafte Wesen Ursinas auf, das „sanft und bescheiden, demütig und zart ist, ruhend im Glauben an das Göttliche und Ewige, tief abgeneigt jeder Äußerlichkeit. Sie erblickt im ländlichen Mädchen aus Malans ein unverfälschtes, innig-sinniges Naturwesen, herzensreich und beseelt, das fähig ist, dauernd zu beglücken“.

Zugleich klingt Friederike Brun die *seelische Verwandtschaft* mit Salis entgegen, hatte sie ihn ja früher schon „Seelenfreund“ genannt. Traut und heimelig erschien ihr der kleine Kreis in Salis' Stube. „Wir blieben beisammen, als wären wir es schon seit Jahren.“*

Der Aufenthalt bei Salis wird benützt zu reger Aussprache und Anregung. Allerlei Erinnerungen werden aufgefrischt. Man gedenkt der poetischen Freunde in der Schweiz, in England, in Deutschland und Dänemark; abends sitzt man beisammen und spielt Klavier, singt dazu, oder man liest gemeinsam neuere oder griechische Dichter.

In den nächsten Tagen führte Salis seinen Gast zu seinen nächsten Bekannten und Freunden, zeigte ihm die Stadt und wanderte mit ihm hinaus in die Natur, in Wald und Feld. So pilgerten sie eines Tages hinaus in das Hüttchen im Weinberg. Sina nahm ihren einjährigen Buben mit. Friderike berichtet: „Wir gingen in der sanften Kühlung vor die Stadt in ein hölzernes Hüttchen, das Salis seiner Sina am Rebenberge so hingehängt hat.“ Von hier aus genossen sie die vorgelagerte Rheinebene mit den rechts und links sanft ansteigenden Höhenzügen, von denen aus der Ferne einige Häupter in Eis und Schnee herüberleuchteten. Von hier aus „sahen wir die Sonne in ein goldenes Wolkenbett sinken. Eng und traulich war das Hüttchen, kaum Raum für uns drei und für den holden, lächelnden Erstling der Liebe, der am

* A. Frey erwähnt in seinem Werk über „J. Gaudenz von Salis-See-wis“ F. Bruns Besuch; seine Zeitangabe S. 143 ist aber falsch.

mütterlichen Busen sanft mit der sinkenden Sonne entschlummerte.“

Am 6. August macht man einen Ausflug (an den Mittenberg?). Die Dichterin hatte schlecht geschlafen. Sie war stets kränklich. Darum trank sie, wo sich irgendeine Möglichkeit bot, Ziegenmilch; das nannte sie ihre „Molkenkur“. Sie nahm an diesem Tage ihre ältern Kindern, den Lehrer und einen Bedienten mit. „Der heitere Morgen atmete noch kühl, als ich schon auf meinem Pferdchen saß, um die Frühluft einzuatmen und ehe die Sonne hoch stand, die Berghöhe zu erreichen. Über Baumwurzeln und Tannennadeln stiegen wir hinauf, bis wir in einer lieblich grünenden Wiese standen, die vom Tannenwald gleichsam emporgetragen an der Berghalde schwebte. Bäume umkränzten die luftige Halbinsel. Die Aussicht über das Tal von Chur war entzückend im steigenden Morgenlicht. . . . Einige Stunden verweilten wir hier im stillen Anschauen, und ich sog aus Luft und Pflanzen die Erquickung ein.“ Wie die Mittagshitze drückender wurde, verzogen sie sich ins Tannendunkel. Ein Bedienter sollte das Mittagmahl bringen. Da er gar lange nicht kam, schickte sie ihm noch Pohrt und Karl entgegen. Als niemand kam, schlief sie in der Waldstille ein. Endlich! Philipp, Salis' Diener, ritt herauf auf einem Pferd, aufgeschnallt einen großen Querkorb, auf den er noch die kleine Charlotte gepackt hatte. Hintendrein kamen alle andern und Salis.

Im grünen kühlenden Waldesschatten hielt man nun ein Natur- und Freundschaftsmahl. Hier im Flüstern der Tannen, im lauschigen Waldweben pflegte man der Erinnerung und des fernen Gedenkens an befreundete und innerlich verwandte Dichter. Ihnen weihte und widmete man jetzt die Stunden. Erst suchte Salis ein gemütliches, bequemes Plätzchen auf. „Es ward eine bemooste Felsbank zum Sitz und ringsum einige Stumpen gefällter Tannen zu Schenktischen. Hier ward sich des Mahles der Natur und der Freundschaft gefreut! . . . Lieder wurden gesungen und gesagt. Matthissons, Vossens Gesundheiterten ertönten unter Gläserklang. Von Wieland und Herder gab ich ihrem Lieb- ling ganz neue Kunde; vom hochverehrten Klopstock, vom Kreise der edlen Stolberge erzählte ich dem edlen Edlen viel auf seine herzliche Bitte.“ Das waren für Salis keine Unbekannten. Er hatte Goethe, Schiller, Wieland, Bode, Kalb, Knebel, Reinhold und viele andere berühmte Dichter, Künstler und Philosophen persönlich

kennengelernt auf seiner Deutschlandreise in den Tagen vom 27. Januar bis zum 10. Februar 1790. Solche Feierstunden entflohen gar zu schnell. Der Tag ging zur Neige. Im Westen sank die Sonne. Man stieg bergab. Die Kinder suchten Blumen. Tal und Höhen lagen im Abendrot. Im Dämmerchein betrat man Salis' stille Wohnung, „wo das holde Weib uns empfing mit dem jauchzenden Buben auf dem Arm“.

Auf den 7. August fällt der Ausflug nach Reichenau. Sie schritten „dem Rhein und dem Gebirge entgegen“. Friderike fallen die runden Hügel des Vordergrundes auf. „Frischduftende Birkenhaine umgrünen das Bett des Rheins.“ Reichenau grüßt auf einem Eichenhügel, der „sein grünes Haupt und seine säuselnden Haine so einladend erhob“. Nun streift man durch Gebüsch, durch Laub- und Fichtenbestände, „alles redet tiefe, unentweihete Einsamkeit. Neben alten Eichen der junge, ins Laub geschossene Nadelwuchs und ein Geschlecht freudig aufschießender Bäumchen umgrünt die Greise des heiligen Haines. Wir hatten Mühe, uns aus dem Zauberkreise, in dem hier Natur, Einsamkeit und gleichgestimmtes Gefühl uns umfangen hielten, loszureißen.“ In der Erziehungsanstalt Reichenau statten sie dem Schriftsteller, Journalist, Volkserzieher und Aufklärer Heinrich Zschokke einen Besuch ab. Schon bricht die Nacht ein. Man macht sich auf den Heimweg. Starker Regen setzt ein. „Wir fahren durch die finstere Nacht neben tobenden Bergwassern . . . unter rauschenden Wäldern hin.“ Sie ist aber beleidigt und bedauert sehr, daß die Donner nicht mit Schwefelblitzen um die Felsen krachen. Sie, die gewohnt war, die Natur und ihre mächtigen Erscheinungen nicht nur ästhetisch-künstlerisch zu genießen, sondern auch geistig-religiös zu deuten, hätte Lust und fromme Schauer empfunden bei einem solchen Naturschauspiel.

Der 8. August führt Friederike Brun und Salis hinaus zum Waldhaus und hinauf in die Umgebung des Kleinwaldegg. In der Nacht war sie wieder fiebrig gelegen. Darum wählte man einen leichten Bummel. Erst gegen Abend machten sie eine Fahrt nach dem Waldhaus. Sie nennt die Gegend (oberhalb des Hauses) des leicht ansteigenden Berggeländes eine Gesnersche Idyllenszene. Und wie sie dort hinaufwandern, leuchten sonnebeglänzt die Felszacken. Ihr Blick fällt dabei in die wilden Töbel und Schluchten. Gleich meldet sich die Dichterin. Ihre Phantasie bevölkert diese Kessel mit Hexen und Geistern aus Shakespeares

„Macbeth“. „Wir nannten sie das Macbeththal und dachten uns die ganze Höllenszene hinein.“ Vor dem Heimgehen besuchten sie noch eine Meierei; aber „im Hause war kein Bleiben; die italienische Unsauberkeit scheint hier im lieben Graubünden schon zu beginnen, welches mir unbegreiflich ist.“ Das ist nicht die einzige Klage aus dieser Zeit über Unsauberkeit in gewissen Landesteilen.

Der Abend wurde wieder traulich verbracht. Salis pflegte gewöhnlich seiner Ursina griechische Tragiker vorzulesen. Gern las er auch aus Haller, Klopstock, Voß und vor allem Herders „Terpsichore“. Den heutigen Abend aber widmete man dem Lied und dem Gesang. Mit Vorliebe wurden Schulzes Lieder gesungen, die da und dort in Graubünden nachgesungen wurden, wie auch im Zürcherland, z. B. in Wädenswil. Dieser Kapellmeister hatte manches Gedicht der Friederike Brun vertont, so unter andern „Lieblich strahlt der Abendtau“, oder „Ich ging unter Weiden am ländlichen See“, dann „O selig, wer liebt“ und „Wonne schwebet, lächelt überall“.

Am 9. August fahren sie ins Domleschg, „in einem leichten, offenen Wagen und bei dem reinsten und mildesten Himmel“. In Reichenau bewundern sie die Brücken, die H. U. Grubemann 1755 gebaut. Sie ist erstaunt, so viel Burgruinen anzutreffen in solch herrlicher Lage.

Der 10. August wird zu einem Ausflug in die *Viamala*. Er bildet den Höhepunkt der Naturschau und der Bündnerreise. Schon im Vorgefühl erschauert sie. Prächtige Naturskizzen wirft sie hin. „Warme Purpurtinten schließen an die kalten Felszacken. Gold schwebt hoch in den Buschkränzen.“ Viel Leid hat die Dichterin vom Leben empfangen, darum notiert sie: „Schon der Name (*Viamala*) hat für ein Wesen meiner Art etwas Einladendes.“ Die Felsgliederung ist reich an Bildern. Es standen „die drei nackten Titanenhäupter, der Felsen dunkles Grau mit mürrischem Ernst, und kleine Schneebärte hingen an ihnen herab“. Da und dort hängen „Murrköpfe“. Auf ihrer Wanderung begegnet sie einigen Köhlern; sie „sehen so unfreundlich aus, die Armen! als sei ihr ganzes Leben eine *Viamala*“. Weg und Herz fühlt sie in ewige Nacht versinken. Da kommt sie zur ersten Brücke. „Sie ist kühn über dem Höllenschlund von einem umnachteten Ufer an das andere geworfen; der Rhein stöhnt in tiefer, enger Kluft hindurch,

„Wo Todesschatten walten
In gräßlichen Spalten.“

Bei der dritten Brücke erholte sich Friederike; sie faßte neuen Mut und schöpfte frischen Atem. „Der Felsschlund reißt sich auseinander, man erblickt die Schneefelsen.“ Auf einem Felsblock lassen sie sich nieder und frühstücken, hören zugleich tief unten Musik, das Rauschen des Rheines, der vor Kraft und ungestümer Jugend tobt „durch und über Granitblöcke, die er wohl selbst von den Wolkenhöhen der Urgebirge herabgerissen hat“. Nun setzt eine dramatisch-plastische und recht wirksame Beschreibung der Schlucht und des unheimlich dämonischen Rheins ein. Seitdem Haller den Staubbach in seinem Alpengedicht geschildert hatte, folgte eine große Reihe von Dichtern seinem Beispiel. Goethe schrieb im Angesicht des Staubbaches das Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern“. Und den Rheinfall besingen und beschreiben Heinse, Klopstock, Goethe, Schlegel, Stolberg und Mörike. Das gehörte zu literarischen Reisen und Bergwanderungen jener Zeiten. Und Friederike Brun wendet viel poetische Kraft auf für ein starkes Prosagemälde der Via mala.

Jetzt fliegt das Auge hinein in das Schamsertal. Im Frieden des Wiesengeländes zieht silberglänzend der junge Rhein. Und dieser Gegensatz in seiner Fahrt und seinem Leben, hier oben in Sonne und Ruhe, dort unten in Nacht und Kampf, in Verzweiflung und Stöhnen im Verlorenen Loch, das ergreift den Busen der Dichterin wie etwas Schicksalhafteres. Der Naturvorgang wird als gewaltiges Drama geschaut in der erschütternden Art des bühnenmächtigen Shakespeare. „Hier neben mir hör ich ihn (den Rhein) aus tiefer Nacht unsichtbar klagen, ... vor mir seh ich ihn unhörbar spielen! Diese antiariostische Shakespearesche Zweiheit in der Handlung kann nur die Alpennatur zu einem großen Ganzen verschmelzen.“

Die Rückreise erfolgte über „Badutz“ (Bonaduz) und „Razynski“ (Räzüns). Als Dänin klingen ihr die seltsamen Namen nicht verständlich in die Ohren, und so verschreibt sie sich gar oft in ihrem Tagebuch.

Interessant sind ihre Beobachtungen über Volk und Sitten. Sie hat Leute verschiedener bündnerischer Talschaften gesehen und gesprochen. „Die Bewohner fand ich durchaus heiter und fröhlich; sie ließen sich zutraulich in jedes Gespräch ein, zeigten dabei eine Reizbarkeit der Phantasie, ... die sie von den deutschen Schweizern sehr unterscheidet. Die Form der Köpfe ist oft ideal, Auge und Haar durchgehends schön, die Haare meistens

dunkelbraun. Die Tracht der Prätigauerinnen ist äußerst anmutig, und meine holde Sina erschien mir darin doppelt angenehm. (Es folgt nun eine Beschreibung dieser Tracht.) Dieser freien, schönen und vernünftigen Tracht danken die Prätigauerinnen ihre edleren Formen, ihren leichten Gang und ihre freien Bewegungen.“

So kam der 12. August und damit für Friederike Brun die Zeit des Abschieds und der Weiterreise. Diesen gefühlvollen Menschen fiel das Voneinandergehen nicht leicht. Salis und Ursina begleiteten ihren liebgewonnenen Gast bis nach Malans hinaus. Dort „schlug uns ängstlich das Herz, und wir verstummten alle beim Anblick des Scheidepunktes“. Sina blieb stumm, im Blick stille Klage. Auf Salis lastete die Stunde; da fand er einen Ausweg und rief: „Aber Sinchen, wie? wenn wir Friedchen bis Gais begleiteten?“ „Ach, antwortete der sanfte Engel, das dacht ich eben auch, ... aber ich darf es nicht sagen.“ Friederike verstummte vor Rührung, vor Liebe und Dank und konnte nur Sina umarmen. Das war ja alles recht und schön, aber man war doch gar nicht ausgerüstet zu einer Reise. Und dazu der Säugling! Aber man war erfinderisch nicht nur in der Dichtkunst, sondern auch im Leben. Man half sich aus. „Salis nimmt meine Kleider, rief Pohrt, und Sina die meinen, rief ich.“ Aber noch fehlten die Windeln für den Buben. Auch dafür wußte man Rat. Großmamma Pestalozzi war doch hier in Malans, und Großmütter haben ein weites und gutes Herz für die Enkel. Sie steuerte herzlich gern die altgewordenen Windeln für den kleinen Johann Jakob bei, „und nun war Wonne die Fülle über uns geschüttet“. Der alte Papa und Großpapa Pestalozzi sorgte noch für ein gutes, wackeres Mittagessen. Nachmittags fuhr man in zwei Wagen lustig über die alte Tardisbrücke, begleitet von Pestalozzi bis nach Ragaz. Friederike notiert noch: „Mastrilsky und Schloß Pfefzers.“ Am 13. August hält man sich am Wallensee beim „Barden von Riva“ auf, und am 14. stiegen sie über den Schollberg, um in die Grafschaft Sax zu gelangen. Überwältigend schön war hier der Sonnenuntergang. Ein Ergriffensein von Schönheit, in der man ein Überirdisches spürt, spricht aus den Worten: „Jetzt ergossen sich Sinas und mein Herz in lauter dankbare Bewunderung, und wir gelobten dieser heiligen Stunde und dem Bunde unserer Seelen Treue und unvergessende Erinnerung.“

Am 14. August gelangte die kleine Karawane zu Pferd und zu Fuß über Altstätten nach Gais. Am 17. August hielt man auf dem

Gäbris S o n n t a g s f e i e r. Wir „lasen, andächtig den Blick dann und wann auf die glänzenden Gebirge geheftet, Oden und Gedichte von Klopstock, so „Dem Allgegenwärtigen“ und die „Frühlingsfeier“, zwei schwungvolle Oden, die die Gottheit, den Allmächtigen preisen und „anbeten, tief anbeten und in Verzückung vergehn“.

Der 19. August wurde endlich zum Tag des Scheidens. „Die Abschiedsstunde, sie kann uns nicht trennen, riefen wir lächelnd in Tränen. Noch ein Weilchen gingen die ewig Geliebten, jedes an einer Seite, neben mir her. Endlich, an einem frischsprudelnden Brunnquell, rief Salis: „Nun, dies sei der Brunnen der Erinnerung!“ Ihre Küsse und Tränen ruhten noch auf meinen Wangen, als schon die Krümmung des Weges die geliebten edlen Gestalten meinem Blick entzog. Ein sanftes Morgenrot küßte den reinen Tau auf, ... tief in mich selbst geschmiegt ritt ich weiter.“

Salis kehrte mit Ursina und dem Kinde über Malans nach Chur zurück. Friederike Brun reiste über Herisau, Lichtensteig, Uznach, den Zürichsee nach Zürich und zog sich von hier in die Stille des Albis zurück, wo sie vom 23. bis 30. August verweilte. Hier ist's einsam und schweigsam. Das Auge versenkt sich ins Grüne der Waldung und labt sich am Blau des Sees und des ruhigen Himmels. Die Kinder spielen. Wehmut und Erinnerung ergreift jetzt Friederike Brun, und liebend, sehrend gedenkt sie Salis', Ursinas und Graubündens. Ihr Blick schweift nach Osten, der vom rötlichen Abendduft umflort in weiter Ferne liegt. Und zum Wehn des Abendwindes spricht sie: „Täuschend leihst du meiner Sehnsucht Flügel.“ Hier oben entsteht jetzt das Gedicht „Bergferne“, das sie dem Dichter und seiner Gattin widmet. Wunsch und Bitte, bei Salis und seiner Ursina zu leben, wachen auf und beginnen immer stärker sich zu regen. Dort möchte sie sein in der Einsiedelei, in der Geborgenheit der gütigen Natur, dort wo die Liebe ein warmes Echo findet, wo die Menschengröße sich offenbart im stillen Kreis, im rebenumkränzten Hüttchen.

„Wo ich dort in eurer kleinen Hütte,
Schwebend an des Rebenberges Saum,
Eng umschlossen ach! in eurer Mitte,
Sina, Salis! denn für drei nur Raum
Hat das Hüttchen. Freundschaft nur und Liebe
Und der Einfalt stille Ruh bewohnt
Unser Lieblingsplätzchen.“

Und nun schaue man die Bilder, betrachte die ganze seelische Einstellung und höre den innern Tonfall der Verse und Sprache, dann vernimmt man Salis' Sprache und Poesie, so eng ist die innere Verbundenheit der beiden. Nun eilen am geistigen Auge auch die landschaftlichen Schönheiten Graubündens vorüber, so wie sie diese ins Herz geschlossen und genossen hatte:

„Sah die zarten Wolkenbilder schweben
An des Eisgefildes ferner Höh.
Sah in Dämmerung dich, o Tal, entschwinden,
Dich, o Tal, dem meine Sehnsucht ruft.“

Sie findet Salis und Ursina als Teil der herrlichen, göttlichen Schöpfung, und ihnen wurde deshalb geschenkt: kindliche Einfachheit, Frömmigkeit, Liebe zur Schöpfung, Hingabe an die Natur und Seelenadel:

„Aus der Schöpfung reiner Gottesfülle
ging mir euer sanftes Bild hervor,
Adel, Einfachheit ...“

Oder wenn sie später dichtet:

„Sehnend denk ich eurer stillen Hütten,
Wo die Unschuld immer lächelnd wohnt,
Wo die Einfachheit väterlicher Sitten ...“

da steigen Erinnerungen an Bünden und sein Volk auf; ebenso wenn sie schreibt:

„Tränen rinnen, denk ich eurer Höhen,
Eurer tiefen Täler frisch umkränzt.“

Noch manchen Vers und manch Gedicht formt Friederike Brun, das aus der Erinnerung und fernen Schau Graubündens entstanden ist. Dann beginnt der poetische Wechselverkehr langsam zu schweigen.

Die Nachrichten über die letzten Beziehungen von Friederike Brun zum Dichter Johann Gaudenz von Salis fließen immer spärlicher. Erst das schicksalschwere Jahr 1798 gibt Anlaß zu neuen Mitteilungen. Die Franzosen waren in die Schweiz eingebrochen. Karl Viktor von Bonstetten flüchtete sich nach Kopenhagen zu Friederike Brun und blieb drei Jahre lang dort. In Graubünden begannen die Kämpfe um den Anschluß an die Eidgenossenschaft; Salis mit Zschokke und seinen Anhängern nannten sich Patrioten und gehörten zur französischen Partei. Aber die österreichisch Gesinnten waren am Anfang im Vorteil. Österreichisches Militär zog in Chur ein. Man ging scharf gegen die

Patrioten vor. 90 Bündner wurden verhaftet und als Geiseln nach Innsbruck geführt. Eine allgemeine Flucht nach der Eidgenossenschaft setzte ein. Etwa 500 Flüchtlinge verließen das Land der III Bünde, darunter Salis, Jost, Sprecher, Tscharner, Zschokke und Bavier. Von diesem Elend erfuhr Friederike Brun. Sie war besorgt um Salis und seine Familie und schrieb ihm am 1. Dezember 1798. Der Brief erreichte Salis in Zürich Mitte Dezember. Sie lud ihn ein, nach Kopenhagen zu kommen, und war bereit, ihm eine höhere Offiziersstelle zu verschaffen. „Mein lieber Salis! sagen Sie mir mit einem Wort, ob Sie bei der jetzigen Lage der Dinge sich entschließen könnten, Ihr Vaterland zu verlassen; ob Sie fremde Dienste in Dänemark suchen und annehmen würden? Welchen Rang Sie als Offizier hatten, welches Gehalt? Freilich, meine jetzigen Ideen sind nur ein Projekt, im Fall sich im Vaterland alle Aussichten für dessen edelsten Sohn schließen sollten.“

Salis konnte nicht annehmen; er war zu sehr verwurzelt mit seinem Land; er wollte auch dessen Leiden teilen. Frankreichs Ideen und Waffen siegten. Die Patrioten waren gerettet. So lehnte er das Angebot der Freundin ab. Und sie schrieb ihm schon wieder am 16. Februar 1799: „Ach, Euer Brief hat mich schmerzlich süß bewegt; ich fühle und weiß nun, Euerm Glücke naht keine Woge des Schicksals. Reine, himmlische, sanft befriedigte Liebe nimmt Euch in stillen Schatten, und Euer edler Mut hebt Euch nur höher, wo andere sinken.“

1824 schreibt Salis zum letztenmal an Friederike Brun, wenigstens ließen sich bis dahin keine Briefe mehr auffinden. Im nächsten Jahre kam der gealterte Matthisson wieder nach Chur und brachte ihm Grüße der Friederike Brun. 1831 starb Matthisson. Nur noch einmal schreibt Friederike an Salis, im Jahre 1833. Die vom Schicksal und von Leiden schwer Getroffene erinnert sich im hohen Alter noch einmal an Gaudenz und Ursina, die gar selten schreiben, „die unschreibseligsten aller gefühlvollen Wesen“. Das ist die letzte bekannte Zeile, die zwischen Chur, Malans und Kopenhagen gewechselt wurde. Und so verklingt eine große Zeit, die auch zu Graubünden und ihren geistigen Führern zahlreiche Beziehungen gehabt und gepflegt hat.
